

Kreative Treue

Wendelin Köster, Rom

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen.“ Denn der Reisende hat einiges erlebt. Das gilt für Ferien- oder Dienstreisen im Laufe des Lebens, das gilt aber noch mehr für die ganze Lebensreise, auch wenn sie noch nicht an ihr Ende gekommen ist. Im Folgenden handelt es sich um einen Reisebericht in Sachen Glaube und Verkündigung. Der Reisende ist ein Jesuitenpater, der in seinen fast siebzig Jahren viel mit jungen Menschen zu tun hatte. In den Begegnungen mit ihnen wurde der christliche Glaube beobachtet, erklärt, bezweifelt, angegriffen, verspottet, verteidigt, aber auch immer wieder ernst genommen und gefeiert. Der Pater musste von sich selbst reden, also „ich“ sagen, und er musste für den Glauben der Kirche gerade stehen. Ich bin den jungen Menschen überaus dankbar, dass sie mich gezwungen haben, meine persönliche Glaubensreise und die Glaubensreise der Kirche immer mehr zusammen zu sehen. Was dabei herausgekommen ist, lässt sich noch nicht abschließend sagen. Aber es könnte wohl ein Glaubensweg der kreativen Treue sein. Im Vordergrund dieses Beitrags stehen also nicht zitatenbewehrte Erklärungen, sondern persönliche Erlebnisse, die den Erzähler auf die Sprünge gebracht haben.

Der Verlust des Gedächtnisses

Ein erstes Erlebnis hängt mit der Frage zusammen, was eigentlich Liturgie sei. Vor diese Frage sah ich mich gestellt, als ich in der Priesterausbildung tätig war. Die Seminaristen stritten oft über die »richtige« Liturgie. Von einem Jesuiten ließen sie sich nicht gern etwas sagen. Denn Jesuiten gelten als liturgische Minimalisten. Ein anderes Problem ergab sich daraus, dass die Priesterkandidaten zur täglichen Mitfeier der hl. Messe angehalten wurden. Wie konnte ich sie dazu motivieren? Manche von ihnen waren ja schon gewohnt, die Sonntagspflicht sehr großzügig zu interpretierten. Das beste Mittel konnte nur eine gute Erklärung sein, um was es in der Liturgie eigentlich geht.

Da erinnerte ich mich an die Begegnung mit einer alten Frau. Ich war noch ein halbwüchsiger Junge. Eines Tages fiel mir auf der Straße eine hilflose ältere Frau auf. Ich ging auf sie zu und fragte, ob ich ihr helfen könne. Sie schaute mich ängstlich an, gab aber keine Antwort. Ich wollte wissen, wo sie wohnte. Sie wusste es nicht. Auch ihren Namen konnte sie mir nicht nennen. Sie war verwirrt. Wahrscheinlich hatte sie das Gedächtnis verloren. Das Gedächtnis und seine Leistungskraft ist für jeden von uns ein exis-

tentielles Thema. Wir sind bekümmert über Konzentrationsschwächen, Gedächtnisstörungen und Erinnerungslücken. Wir haben Angst vor dem Verlust des Gedächtnisses. Wenn das geschieht, sind wir nicht mehr Herr über uns selbst. Verlust des Gedächtnisses bedeutet Verlust der Persönlichkeit. Dann gelten wir als nicht mehr zurechnungsfähig und bekommen einen Vormund. Solange wir noch wissen und ausdrücken können, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir wollen, ist unsere Persönlichkeit intakt und wir gelten als zurechnungsfähig.

Und wie ist das bei Institutionen? Haben nicht auch sie ein Gedächtnis? Ich würde sagen, ja. Staaten, Firmen, Familien haben ihre Identität. Sie wissen, wer sie sind, woher sie kommen und wohin sie gehen wollen, und sie drücken es aus. Den Ort, an dem dieses Wissen aufbewahrt wird, kann man *korporatives Gedächtnis* nennen. Auch ein solches korporatives Organ ist anfällig für Störungen und muss folglich gepflegt werden. Denn auch bei Institutionen führt Gedächtnisverlust zu Identitätsverlust. Wenn Institutionen ihrer selbst nicht mehr mächtig sind, zerfallen sie.

Gilt das auch für die Institution Kirche? Ich glaube, ja. Auch sie muss ein Gedächtnis haben, ein Organ, durch das ihr präsent ist, wer sie ist, woher sie kommt und wohin sie geht. Das Gedächtnisorgan der Kirche aber – und das war nun die entscheidende Einsicht – ist die Liturgie. Das Organ wird betätigt im Feiern der Sakramente, besonders der Eucharistie, und im Stundengebet. Und in der Tat: In den Worten und Handlungen der Liturgie bringt die Kirche präzise ihre Identität zum Ausdruck. Zugespitzt kann man kann sagen: In der Eucharistiefeier konzentriert sich die Kirche auf ihr Wesen. Sie spricht aus, was sie über sich weiß. Sie ist sich darüber im Klaren, wer sie ist, woher sie kommt und wohin sie geht. Sie ist sich dessen voll bewusst, dass sie in einer Beziehung steht und diese lebt, nämlich die Beziehung zwischen ihr und ihrem Schöpfer und Erlöser. Eucharistie ist also Kirche im Zustand höchster Bewusstheit, höchster Konzentration.

Diese Konzentration ist nicht nur ein mentaler Akt, sondern sie besteht auch in einem leibhaftigen Tun, nämlich im Sich-Versammeln der Gläubigen an einem Ort, im Sich-Scharen um ein Zentrum: um die Heilige Schrift und den Altar. Das soll regelmäßig an den Sonntagen geschehen, am Tag des Herrn, durch den die Kirche ist, was sie ist. Es ist jedoch auch sehr sinnvoll, das Gedächtnisorgan jeden Tag zu aktivieren. So ist es z.B. im Jesuitenorden Brauch. Damit dieser Brauch nicht erlahme, sondern helfe, auf das Wesentliche konzentriert zu bleiben, hat der Generalobere der Gesellschaft Jesu P. Peter-Hans Kolvenbach Anfang des Jahres 2006 einen zu Herzen gehenden Brief an seine Mitbrüder geschrieben.¹

¹ Vgl. *Über die Eucharistie*. Brief von Pater General an alle Höheren Oberen, in: Jesuiten intern 1/2006, 24–27.

Die Vernachlässigung der Liturgie, vor allem der Eucharistie, dessen dürfen wir also sicher sein, führt zu Gedächtnis- und Identitätsstörungen, weshalb sie regelmäßiger und sorgfältiger Pflege bedarf. Dass dazu auch eine lebendige liturgische Kultur gehört, versteht sich von selbst. Von hier fällt ein Licht auf das geweihte Amt in der Kirche. Die Bischöfe, Priester und Diakone sind dazu da, die Konzentrationskraft der Kirche zu sichern. Sie vollziehen also den Dienst der Gedächtnispflege und sind gewissermaßen institutionell verankerte Gedächtnisstützen. Die Gesellschaft Jesu in ihrer priesterlichen Eigenart ist in diesen Dienst eingebunden und hilft, dass die Kirche, aber auch der eigene Orden nicht werden wie die verwirrte Frau, die nicht mehr wusste, wer sie war.

Der Motor mit drei Zylindern

Das zweite Erlebnis spiegelt sich im Bild eines Motors wider, und zwar eines Motors mit drei Zylindern. Wie kam es zu diesem Vergleich? Die Ursache war eine Frage, die etliche Mitbrüder an mich als Regionalassistenten richteten: „Warum sind die Jahresberichte aus den Provinzen für euch in Rom so wichtig? Es ist doch im Grunde langweilig, immer wieder dasselbe zu lesen.“ Als Antwort fiel mir ein: Die Assistenten und der General haben Ähnlichkeit mit Maschinisten. Ein Maschinist kennt das Betriebsgeräusch des Motors. Am Geräusch kann er unterscheiden, ob etwas nicht in Ordnung ist. Die Gesellschaft Jesu als ganze, ihre verschiedenen Assistenzen und Provinzen haben charakteristische Betriebsgeräusche. In der Korrespondenz und bei den Besuchen vor Ort werden sie „hörbar“. Meistens ist alles in Ordnung, aber manchmal fallen seltsame Geräusche auf oder der Motor stottert sogar. Das kann einen Schaden signalisieren. Der Maschinist sollte dann wissen, was er zu tun hat.

Aber warum ist es ein Motor mit drei Zylindern? Die Weiterentwicklung des Bildes kam durch die Frage zustande: Was macht eigentlich die Lebendigkeit der Kirche aus? Es gibt ja unter den aktiven Christen, aber auch bei denen, die Christentum und Kirche eher distanziert betrachten, manche, die an ihrer Zukunft zweifeln. Die Kirche, zumal in Europa, sei müde und schlaff geworden, ein williges Opfer westlicher Dekadenz. Das ist nicht ganz falsch. Denn die Zahl der Christen, die noch zu den Sakramenten gehen, sinkt weiter; viele, die sich Christen nennen, wissen eigentlich nicht mehr, was sie glauben; sie sind noch spendenfreudig und oft sozial aktiv, aber das dürfte nicht mehr lange halten. Worin also besteht christliche und kirchliche Lebendigkeit?

Die Antwort fand ich in den drei Grund-Aktivitäten der Kirche, nämlich in der *diaconia*, in der *martyria* und in der *liturgia*, also im *Dienst der Liebe*, in der *Bezeugung von Gottes Wort* und in der *Liturgie*. Sie bilden so etwas wie die drei Zylinder eines Motors. Der Motor entfaltet seine volle Kraft, wenn alle drei Zylinder zufriedenstellend arbeiten. Es kann aber geschehen, dass einer der drei Zylinder nicht so funktioniert, wie er sollte. Das mag der Zylinder *diakonia* sein oder der Zylinder *martyria* oder der Zylinder *liturgia*. Dann zieht der Motor nicht mehr richtig und beginnt zu stottern. Die Kirche verliert an Kraft und Lebendigkeit. Wenn sogar zwei Zylinder nicht richtig arbeiten, bleibt der Motor wahrscheinlich stehen.

Mit Hilfe dieses Bildes kann man die verschiedenen Teilbereiche der Kirche betrachten: Wie ist es um die Lebendigkeit der Kirche in Europa oder in Afrika, in Lateinamerika oder in Asien bestellt? Welcher der drei Zylinder arbeitet normal, welcher macht Probleme? Was sagt das Betriebsgeräusch einer bestimmten Diözese oder einer Pfarrei? Welche Betriebsgeräusche produziert die Gesellschaft Jesu, meine Provinz oder das apostolische Werk, in dem ich tätig bin? Was fällt mir bei meiner Kommunität auf? Und was mag zum Vorschein kommen, wenn ich mein eigenes Leben befrage: Wie ist es um meine Lebendigkeit als Christ und Jesuit bestellt? Arbeiten meine drei Zylinder gut zusammen? Gibt es Störungen? Und wenn ja, wo?

Beim Nachdenken über dieses Bild fiel mir weiterhin auf, dass es geeignet ist, die Auseinandersetzungen um das richtige Katholischsein zu relativieren. Wie viel Leidenschaft und Rechthaberei steckt in ihnen. Wie viele Vorwürfe werden erhoben: „Diese Altkonservativen und Neofundamentalisten; diese Neomodernisten und Altrelativisten!“ Die Anhänger von Gruppen und Bewegungen, die sich gegenseitig so oder ähnlich charakterisieren, hätten Veranlassung, sich zuerst auf ihr eigenes Betriebsgeräusch zu konzentrieren und sich zu fragen, ob bei ihnen die drei Zylinder des Kirchenmotors einwandfrei funktionieren. Solche Rückfragen an sich selbst führen noch am ehesten zu einer Neubelebung des *sentire cum ecclesia*, des Denkens und Fühlens mit der Kirche.

Der Filter für die Seele

Das dritte Erlebnis steht im Zusammenhang mit der Klage vieler christlicher Eltern, Lehrer und Pfarrer, dass ihnen ihre Kinder entglitten seien. Ein Schuldgefühl nagt an ihnen, weil sie nicht in der Lage waren, den Glauben an die Kinder weiterzugeben. Die Kinder sind ihre eigenen Wege gegangen. Oft haben sie sich dabei weit vom Glauben und von der Kirche entfernt.

Haben diejenigen, die in der Erziehung tätig sind, etwas falsch gemacht? Haben sie die falschen Methoden angewandt? Haben sie die Zeichen der Zeit nicht erkannt? Mir kam der Verdacht, dass an dieser Einschätzung etwas nicht stimmen könne. Müssen diese Väter und Mütter, Lehrer, Erzieher und Seelsorger nicht eher getröstet werden? Denn ihre Ohnmacht ist vermutlich nur zu einem geringen Teil selbstverschuldet. Eher sind sie Opfer einer breit angelegten Ablenkung, einer Umlenkung der Aufmerksamkeit auf ganz andere Ziele.

Seit dem Zusammenbruch der totalitären Systeme ist der Weg frei für die Zauberkraft der Warenwelt. Alles glänzt in makelloser Frische. Die Waren lächeln dir zu: „Nimm mich, dann wirst du glücklich!“ Risiken und Nebenwirkungen werden ausgeblendet, auch die Frage, wie man an das nötige Geld kommt. Die Regisseure dieser Verführung wissen, dass wir Menschen umso leichter zu lenken sind, je weniger wir uns bei der Frage aufhalten, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir gehen. Gegen diese Umlenkung der Aufmerksamkeit kommen Eltern, Lehrer und Pfarrer kaum an. Und leider werden sie oft sogar zu Komplizen der Verführer, um die Kinder nicht ganz zu verlieren.

Was kann man gegen diese Verführung tun? Im Kampf gegen die Umweltverschmutzung ist es den meisten westlichen Industrienationen gelungen, Schornsteine und Auspuffe mit Filtern auszustatten. Dank der Kläranlagen sind die Flüsse sauberer geworden und das Wasser trinkbarer. Doch wo sind die Filter gegen das Gift, das in die Seelen der Menschen eindringt? Was hilft gegen eine Verführung, die uns zu willfährigen Konsumenten machen will? Der gesuchte Seelen-Filter besteht nach meiner Auffassung aus einer Zeiteinteilung. Sie muss dem Menschen Raum geben für die Fragen: Wer bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich? Die Effektivität dieses Filters wird gesteigert, wenn er drei Schichten hat. Die erste Schicht schützt die Aufmerksamkeit für den Nächsten und seine berechtigten Bedürfnisse. Das, was zu sehr das eigene Ich stimuliert, wird herausgefiltert. Die zweite Filterschicht gibt den christlichen Antworten auf die Frage nach dem Sinn des Lebens Priorität. Sinnangebote, die aufputschen oder benebeln, werden herausgefiltert. Die dritte Schicht stellt sicher, dass wir mit der Gedächtniskraft der Kirche, also der Liturgie, in Verbindung bleiben. Die verlockenden Angebote alternativer Freizeitliturgien werden herausgefiltert. Diese dreifache Filterschicht klärt Denken, Wollen und Fühlen bis hinein in die fünf Sinne, so dass die Botschaften der Verführung leichter durchschaut und abgefangen werden. Ich habe jedenfalls die Erfahrung gemacht, dass die Aufmerksamkeit für den Nächsten, das Interesse für die christlichen Antworten und die regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst der Kirche ein wirksamer Filter gegen die süßen Gifte des Zeit-

geistes sind. Ohne eine persönliche Zeiteinteilung, die die Aufmerksamkeit auf diese Themen lenkt, dürfte es schwer sein, ein authentisches christliches Leben zu führen und eine kirchliche Berufung zu leben.

Die fremde Frohe Botschaft

Das vierte Erlebnis hatte ich im Alter von vielleicht zwölf Jahren. Wie aus heiterem Himmel überfiel mich die Frage: „Woher weißt du eigentlich, dass deine Eltern wirklich deine Eltern sind? Vielleicht haben sie dich ja adoptiert, als du noch ganz klein warst.“ Ich erschrak. Nachdem der Schrecken abgeklungen war, entschloss ich mich, all dem, was über mich und meine Geburt erzählt wurde, zu vertrauen und zu glauben, dass sie wirklich meine Eltern waren. Durch dieses Erlebnis hatte ich begriffen, dass kein Mensch den Anfang seines Lebens eigenständig erfassen kann. Die persönliche Erinnerung setzt erst viele Monate nach der Geburt ein. Was vorher war, muss ich von anderen gesagt bekommen. Ähnlich dürfte es mit dem Ende des Lebens sein. Es liegt im Nebel wie der Anfang. Und ob das Ende nur ein Ende ist oder ein Ziel, auch das muss mir von außerhalb meiner selbst mitgeteilt werden.

Was für den einzelnen Menschen gilt, das gilt auch für die Menschheit als ganze. Wir stoßen auf unüberwindliche Grenzen, wenn wir nach ihrem Anfang und Ende, nach ihrem Ursprung und Ziel fragen. Alles Wissen, das die Menschheit im Laufe der Generationen durch Nachdenken und Forschen über sich selbst zusammengetragen hat, reicht zur Beantwortung dieser Frage nicht aus. Man hat sich zwar vom gesicherten Wissen aus in beide Richtungen vorgearbeitet und konnte den Nebel des Unwissens und der Mutmaßungen zurückdrängen, aber den Anfang und das Ende selbst bekommt man nicht zu fassen. Es ist keine Frage der Zeit, bis der Mensch die volle Klarheit über sich und die Welt errungen haben wird, sondern es ist ihm prinzipiell unmöglich. Er ist und bleibt auf Hilfe von außerhalb seiner selbst angewiesen. Dieses Angewiesensein begegnet uns noch auf einer anderen, fast alltäglichen Ebene. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, dass ihn die Liebe zu einem anderen Menschen plötzlich entflammt. Er fühlt sich zu ihr oder sie zu ihm hingezogen. Aber dann erhebt sich die bange Frage: „Woher weiß ich, ob ich wiedergeliebt werde?“ Solange der geliebte Andere mir nicht sagt: „Ja, ich liebe dich“, kann ich der ersehnten Gegenliebe nicht sicher sein. Wir Menschen sind also darauf angewiesen, dass uns von außerhalb unserer selbst etwas gesagt wird. Mit anderen Worten: Wir sind angewiesen auf Offenbarung.

Offenbarung und Offenbarungen begegnen uns in den Religionen. Auch der christliche Glaube, wurzelnd im jüdischen, gründet auf Offenbarung, auf Mitteilungen von jenseits unserer selbst. Ihr Inhalt sind Aussagen über Ursprung und Ziel der Menschheit und des einzelnen Menschen samt allem, was war, ist und sein wird. Diese Offenbarungen sind mit konkreten Namen verbunden. Unter anderem werden genannt die Stammväter, Mose, Propheten und Könige, Männer und Frauen. Sie alle haben sich von Gott etwas sagen lassen müssen. Was sie hörten, galt in erster Linie nicht ihnen persönlich, sondern dem Volk. Dass das Gehörte und Weitergesagte ernst zu nehmen sei und Vertrauen verdiene, haben sie bezeugt, oft bis zur Hingabe ihres Lebens. Die Zusammenfassung aller Offenbarungen ist in Jesus Christus geschehen. Er ist das endgültige unwiderrufliche Jawort Gottes an den Menschen. In Ihm ist Gott buchstäblich aus sich herausgegangen und hat dem Menschen gesagt, dass er ihn liebt. Das sollen alle Menschen aller Zeiten und der ganze Kosmos wissen.

Das ist die bekannte Frohe Botschaft. Aber sie kommt von außen, und wir müssen sie uns sagen lassen. Daher haftet ihr etwas Fremdes an. Das Fremde hat zudem einen bitteren Beigeschmack. Denn wir werden – „bei aller Liebe“ – über unseren wahren Zustand aufgeklärt: Wir Menschen sind, jeder Einzelne und alle im Menschheitsgesamt, schwer beschädigt: Wir sterben, obwohl wir es im Tiefsten nicht wollen; wir irren über Gut und Böse, obwohl wir im Tiefsten gut sein wollen; wir zerstören, obwohl wir uns eigentlich zum Aufbauen berufen wissen. All das ist, so müssen wir uns sagen lassen, die Folge einer Selbstbeschädigung. Zudem werden unsere falschen Hoffnungen entlarvt. Denn bei diesen Problemen handelt es sich nicht um Wachstumsbeschwerden oder Reifungsphasen. Den besseren Menschen bekommt man weder durch Erziehung noch durch Züchtung. Nein, es braucht einen Helfer und Retter, der von außen kommt.

Hoffnungsvoller Ausblick

Der christliche Glaube ist keine menschliche Errungenschaft und kein Kulturgut, auf das wir stolz sein könnten. Die Völker und Nationen, die Familien und viele einzelne Menschen, die sich traditionell im Christentum und in der Kirche verankert fühlen, werden die Fremdheit der Frohen Botschaft zu spüren bekommen. Auch die Verkündiger in Familie, Schule und Kirche werden nicht verschont. Diese Erfahrung kann freilich sehr heilsam sein. Wir Abendländer und unter uns besonders diejenigen, bei denen Nation und Christentum eine Art Symbiose gebildet haben, erleben immer mehr die Trennbarkeit von beiden. Das Christentum löst sich vom modernen Le-

bensgefühl, wie sich ein Etikett von einer nassen Flasche löst. In den traditionellen Missionsgebieten dagegen gerät es unter den Druck des Strebens nach kultureller und nationaler Autonomie. Das Christentum wird als Erb-last der europäischen Kolonisatoren betrachtet und gilt als Fremdkörper, als Implantat, das abgestoßen werden muss. Demgegenüber muss festgehalten werden, dass der christliche Glaube jeder Kultur, auch der europäischen, von außen kommt. Alle Völker, Nationen und Kulturen müssen sich etwas sagen lassen. Aber so fremd und teilweise bitter das Mitgeteilte ist, es ist zutreffend und kann als solches auch verstanden und beherzigt werden. Dann zeigt sich auch, dass das Offenbarte genau das ist, was uns zu unserem Glück noch fehlte. Denn wir dürfen wissen, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir gehen. Für die Christen auf dem ganzen Erdball gilt, dass sie im Glauben und in der Kirche geeint bleiben, wenn sie dieses Wissen gut im Gedächtnis behalten und ein Ohr haben für die »Betriebsgeräusche«. Dann werden sie erleben, dass Gott selbst sich in seiner kreativen Treue zum Menschen von niemandem übertreffen lässt.